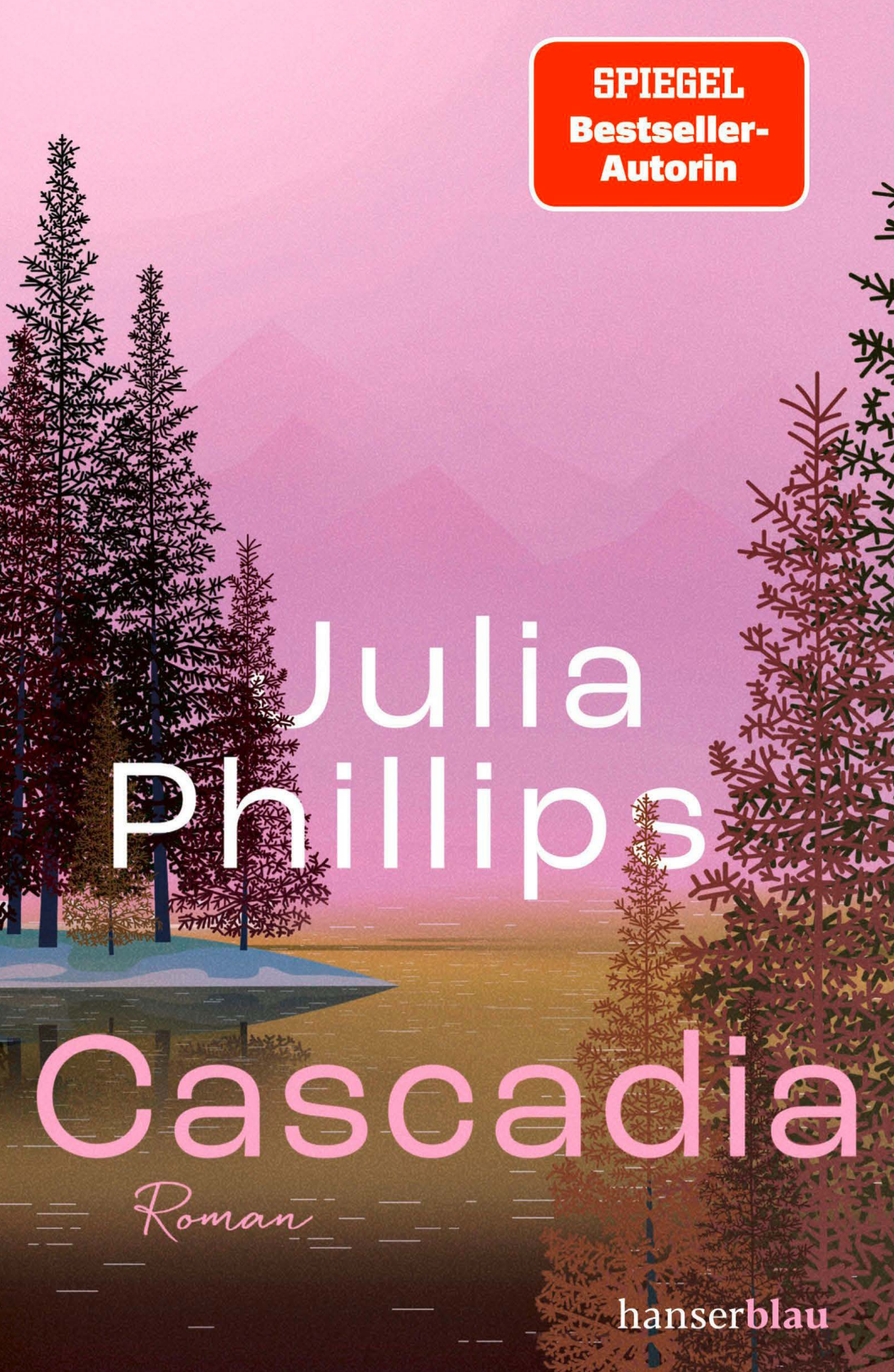


The background of the book cover is a stylized illustration of a forest scene. On the left, several tall, dark evergreen trees stand on a small patch of land. In the center, a calm body of water reflects the sky and the distant, hazy mountains. On the right, more evergreen trees are visible, some appearing as if they are in the foreground, partially obscuring the view. The overall color palette is soft, with pinks, purples, and greens.

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

Julia
Phillips

Cascadia

Roman

hanserblau

Leseprobe

Das Buch

Auf einer Insel im Nordwesten der USA lebt Sam mit ihrer Schwester Elena und der schwerkranken Mutter in ärmlichen Verhältnissen. Sam arbeitet auf der Fähre, die die wohlhabenden Urlauber zu ihren Feriendomizilen bringt, während Elena im Golfclub kellnert. Sie beide träumen von einem besseren Leben, davon, woanders neu anzufangen.

Dann, eines Nachts, erblickt Sam einen Bären, der durch die dunklen Gewässer vor der Küste schwimmt. Noch kann sie nicht ahnen, dass das wilde Tier die Welt der beiden Schwestern aus den Angeln heben und ihren lang gehegten Traum in Gefahr bringen wird.

Die Autorin

Julia Phillips, geboren 1988, lebt mit ihrer Familie in Brooklyn, New York. Ihr gefeiertes Debüt *Das Verschwinden der Erde* (2021) war ein SPIEGEL-Bestseller. Die Autorin schreibt u.a. für die *New York Times*, *The Atlantic* und *The Paris Review* und unterrichtet am Randolph College.

Julia Phillips. *Cascadia*

Aus dem Englischen von Roberto de Hollanda und Sylvia de Hollanda (Pociao)

272 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book

Erscheint am 22. Juli 2024

hanser-literaturverlage.de

Map copyright: © 2024 by David Lindroth Inc.

Umschlag: Favoritbüro, München

Motiv: © alaver/Shutterstock

hanserblau

»Du armer Bär«, sprach die Mutter, »leg dich ans Feuer und gib nur acht, dass dir dein Pelz nicht brennt.« Dann rief sie: »Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meint's ehrlich.« Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: »Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk«, und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie.

Brüder Grimm

SAN JUAN ISLANDS



Vierzehn Mal täglich – fünfzehn Mal an Wochenenden – fuhr die Fähre von Friday Harbor die um den San Juan Channel verstreuten Inseln an. Jede Rundfahrt dauerte fünf- undsechzig Minuten. Zu lang. Eine Touristensaison nach der anderen verbrachte Sam die gesamte Zeit, viele Stunden am Tag, im Bistro und machte Kaffee für Menschen, die sie wie ein Dienstmädchen behandelten.

Wie Aschenputtel, die Linsen aus der Asche lesen musste, verrichtete Sam eine unbedeutende Arbeit, doch kein Prinz würde sie je davon erlösen. Sie war ein Nobody. Sam sah sie jeden Tag auf dem Schiff, diese Königskinder: typische wohlhabende Snobs mit graumeliertem Haar und kieferorthopädisch begradigtem Lächeln. Unterdessen tankten Promis und Tech-Millionäre aus Seattle ihre Wagen auf, nachdem sie mit Privatjets auf die Insel eingeflogen waren. Sie sahen Sam nicht. Sie würden sie niemals sehen. Sam war noch jung, aber lange genug dabei, um zu wissen, auf wen sie sich verlassen konnte und auf wen nicht, wem sie trauen konnte und mit wem sie sich herumschlagen musste, damit die Rechnungen beglichen wurden. Den ganzen Tag standen breitschultrige Männer bei ihr an; sie blieb unbeeindruckt. Elena war die Einzige, die sie vor diesem Ort retten würde. Sie würden sich gegenseitig retten müssen.

Sams Arbeitsplatz war ein kleiner Kasten innerhalb eines großen Kastens: ein von hohen Wänden umgebenes Bistro, mitten in einem großen Raum mit Leuchtstoffröhren und Fenstern aus bruchsicherem Glas. Draußen kräuselten sich die Wellen, Wolken zogen vorbei. Manchmal tauchte ein Kai auf. Passagiere schoben sich auf die Fähre oder wieder herun-

ter. Der Kai entfernte sich. Im Schein der Lichter riefen Eltern nach ihren ungezogenen Kindern und prahlten mit ihren Urlaubsplänen: Kajakfahren? Strandgut sammeln? Die Lavendelfarmen besuchen? Sie starteten durch Sam hindurch auf die Auslage hinter ihr und fragten, ob die abgepackten Zimtschnecken schmeckten. Sie bejahte. Es war gelogen. Egal, ob sie ihnen das Gebäck oder eine Brezel empfahl oder sie bei starkem Wellengang vor schweren Suppen warnte – die Touristen nahmen die Trinkgeldbox, auf der ein Pappschild sie aufforderte, freundlich und großzügig zu sein, kaum zur Kenntnis.

Ein winziger Teil von ihr konnte es ihnen nicht verübeln. Nach so langer Zeit in der Gastronomie hatte auch Sam ihre Großzügigkeit verloren. Alles war bloße Routine. Kaffee aufbrühen. Müll entsorgen. Zuckertütchen auffüllen. Die Schicht hinter sich bringen.

Sam verdiente vierundzwanzig Dollar pro Stunde damit, über das graue Wasser zu fahren und in Plastik verpackte Kekse und Chipstüten zu verkaufen. Zehn Dollar über dem Mindestlohn – einen Dollar für jedes Jahr ihres Lebens, das sie der Willkür des Verkehrsministeriums von Washington ausgesetzt gewesen war. Gutes Geld, wenn sie verlässliche Schichten bekäme; doch bisher hatte es nie gereicht, um damit über die Runden zu kommen.

Zehn Jahre zuvor hatte Sam mit dem Highschool-Abschluss in der Tasche auf ein Gehalt gehofft, auf das sie zählen konnten. Mit dem sie vorankommen konnten. Elena hatte Sams Ausbildung in der Handelsmarine finanziert, damit sie auf den Fähren Arbeit fand – es gab gute Jobs im Staatsdienst, mit Sozialleistungen, einer Pension und einer Krankenversicherung, die alle Familienmitglieder einschloss. Doch der Staat hatte Sam nicht eingestellt. Er lud sie nicht einmal zu

einem Vorstellungsgespräch ein. Nichts war so gekommen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Elena musste sich ein Bein ausreißen, um Sam eine Stelle im Golfclub zu besorgen, wo sie selbst arbeitete. Das Management kam mit Sam nicht klar, Sam kam mit dem Management nicht klar, und die Clubmitglieder erzählten endlose, langweilige Geschichten über ihre Abenteuer auf dem Rasen und beschwerten sich über die Drinks, die sie ihnen vorsetzte. Als dann die ersten Bistros auf den Fähren eröffneten, erschien es wie ein kleines Wunder: Sam war ausgebildet, qualifiziert und erfahren. Elena war erleichtert. Der Lebensmittellieferant stellte Sam ein. Sie wurde eingearbeitet, verdiente Geld. Und dann kam die Pandemie, der Fährbetrieb wurde eingestellt, die Bistros schlossen, und sie wurde für zwei Jahre entlassen.

Zwei Jahre zu Hause. Zwei Jahre Nichtstun. Der Golfclub wollte Sam nicht wiedereinstellen; sie könnten es sich kaum leisten, Elena weiterzubeschäftigen. Es kamen weniger Touristen. Auf der Insel selbst gab es nur kleine Coffee-Shops mit zunehmend eingeschränkten Öffnungszeiten, Ferienhäuser, die seltener geputzt werden mussten, und schicke Restaurants, die Sam nie eingestellt hätten, weil sie nicht gut im Smalltalk war und schlechte Zähne hatte. Als das Arbeitslosengeld auslief, begann sie, an bezahlten Online-Umfragen teilzunehmen, aber viel Geld war damit nicht zu machen, höchstens ein paar Dollar pro registrierter Stunde. Sie fuhr ihre Mutter zu Arztterminen, saß auf Parkplätzen herum, beantwortete Marktforschungsumfragen auf dem Handy und strich die miese Bezahlung ein.

In den letzten beiden Jahren hatten sie Elenas Kreditkarte enorm überziehen müssen. Um sechstausendfünfhundert Dollar, die, soweit Sam wusste, mittlerweile inklusive Zinsen auf fast elftausend angewachsen waren. Dann gab ihr Auto

im Winter den Geist auf. Die Kosten für die Medikamente ihrer Mutter schnellten in die Höhe. Als im April der Staat ankündigte, die Gastronomie auf den Fähren wieder zuzulassen, legte Elena den Kopf auf den Küchentisch, und Sam sagte: »Weinst du?«

Elena sah sie mit trockenen Augen müde an. »Nein«, sagte sie. Und dann: »Aber Gott sei Dank.«

Sam hatte keinen Grund, dankbar zu sein. Mittlerweile stand sie seit mehr als einem Monat wieder hinter dem Tresen auf der Fähre, und sie waren genauso pleite wie zuvor. Sie nahm noch immer an Online-Umfragen teil, aber manchmal endete selbst das mit Frust, wenn gerade die Fähre aus dem Hafen auslief und der Empfang unterbrochen wurde, bevor sie die Fragen zu Ende beantwortet hatte. Touristen lenkten sie mit dämlichen Fragen über die Lummi Nation ab, als hätte Sam Zeit, an Kanu-Landungs-Zeremonien teilzunehmen oder zu einer Expertin für die Geschichte der San Juan Islands zu werden. Unterdessen versuchte Elena, ihre vom Grill des Golfclubs nach Hamburger-Fett stinkenden Trinkgelder beiseitezulegen, für den Notfall, doch die Notfälle nahmen kein Ende. Ihr ganzer Verdienst wurde von Steuern, Rechnungen und den Arztkosten ihrer Mutter aufgezehrt.

Aufreibend. Knochenarbeit. Endlos. Egal, welchen Job oder Lohn sie auch hätten, solange sie auf der Insel waren, würden sich die Dinge nicht ändern. Sie müssten wegziehen, erklärte Sam Elena immer wieder, wenn sie ein lebenswertes Leben haben wollten. Und Elena widersprach ihr nicht. Sie mussten nicht einmal darüber diskutieren, über die Notwendigkeit, wegzuziehen. Beide waren seit langem dazu entschlossen.

Elena mäkelte nur an den Details herum. Als ältere Schwester war es vielleicht ihre Aufgabe, pragmatischer zu

sein. Sie bräuchten Ersparnisse, um wegzuziehen, sagte Elena, und sie hätten keine; sie müssten dieses und jenes bezahlen und hier und dort und ...

Friday Harbor lag nun hinter Sam. Und vor ihr. Und hinter ihr. Über den Wellen, den San Juan Channel entlang, umkreiste die Fähre das Zentrum von Sams winzigem Universum. Schwarze Seevögel schossen über das Wasser. Die Inseln des Archipels bildeten eine nicht endende Reihe von grünen samtartigen Erhebungen. Auf den geschichteten Hügeln über der Küste erhoben sich strahlend weiße Gebäude. Vor Jahren, als Elena noch nicht damit beschäftigt war, sich den Kopf über eine Million kleiner logistischer Fragen zu zerbrechen, hatte sie zu Sam gesagt, dass es eine einzige Chance gäbe, von hier wegzukommen: das Haus. Wenn sie das Haus verkauften, würde ihre bessere Zukunft endlich anbrechen.

Das Haus war ein viel zu kleiner in Vinyl verpackter Albtraum aus dem Jahr 1979, das ihre Großmutter nach dem Tod ihres Mannes von der Witwenrente gekauft hatte. Damals musste sie geglaubt haben, das Haus sei ein Sprungbrett, das die Familie in die Mittelschicht katapultieren würde. Weit gefehlt. Es entpuppte sich als schwerer Klotz am Bein. Ihre Großmutter war in diesem Haus gestorben, und ihre Mutter hatte Elena und Sam hier zur Welt gebracht. Das Gebäude war mit ihnen gealtert. Die Verkleidung unter den Treppenstufen hatte sich verzogen. Die pfirsichgelbe Farbe an den Wänden blätterte ab. Die Kacheln im Bad hatten Sprünge. Das Wasser sickerte ins Gemäuer, das allmählich verfaulte und die kleine Erbschaft ihrer Großmutter immer mehr zerstörte.

Doch trotz des erbärmlichen Zustands war es noch immer eine Immobilie auf der malerischen Insel San Juan. Es lag auf einem zweieinhalb Hektar großen bewaldeten Grundstück fünf Meilen außerhalb der Stadt. Das Land war Gold wert.

Im Moment war es nutzlos für die Familie, eine Last, doch irgendwann würde es irgendwem irgendetwas bedeuten.

Die Schwestern hatten sich ein Zimmer geteilt, bis zum Sommer vor Sams letztem Schuljahr, als Elena, die gerade ihren Abschluss gemacht hatte, ins Wohnzimmer zog. Mit achtzehn war sie rastlos gewesen, viel wilder als heute. Eher bereit, mit Sam über die Verwirklichung ihrer Träume zu sprechen. Eines Abends saßen sie auf der Couch, Kopfkissen und Decke neben sich zusammengeknüllt, und Elena erläuterte ihr den ganzen Plan.

Damals hatte ihre Mutter die Arbeitszeiten im Nagelstudio bereits reduziert. Sie hatte Probleme mit dem Atmen. Sie hatte Druck auf der Brust. Elena sah, wie müde sie war, wie sie schwächer wurde, und verstand – ihre Mutter brauchte sie. Deshalb würden sie bleiben, sagte Elena zu Sam. Sie würden ihre Mutter pflegen, so wie sie ihre Großmutter gepflegt hatte, bis sie keine Pflege mehr brauchte. Irgendwann würden sie das Haus erben, es verkaufen und sich woanders niederlassen. An einem Ort, wo sie tun und lassen konnten, was sie wollten. Weniger schufteten, mehr leben. Wo sie die Menschen werden konnten, die sie bisher nie hatten sein können.

An jenem Abend schätzte Elena, dass ihnen nur noch wenige Jahre mit ihrer Mutter blieben. Höchstens fünf. Diese kostbare Zeit mussten sie mit ihr verbringen.

Es war erschütternd, wenn Sam die Jahre zählte, die seitdem vergangen waren. Ein Weckruf. Sie war jetzt achtundzwanzig und Elena fast dreißig. Ihre Mutter lebte immer noch. Und brauchte sie mehr als je zuvor.

Manchmal dachte Sam, dass damals, als sie noch Teenager waren und auf der Wohnzimmerecouch saßen hinter dem Vorhang, den Elena an der Decke befestigt hatte, um ein bisschen Privatsphäre zu haben, tatsächlich der beste Mo-

ment gewesen war, zu gehen. Dieser Gedanke kam ihr, wenn Passagiere kein Trinkgeld gaben, die See aufgewühlt war oder die Fähre Verspätung hatte. Doch dann änderte sie ihre Meinung. Die Zeit hatte Elena recht gegeben. Ohne ihre Mutter hätten sie nicht weggekonnt – wer hätte sie gepflegt, was hätte sie gemacht? –, und ihre Mutter wollte nicht woanders hin, vor allem nicht, seit es ihr zunehmend schlechter ging. Von den Arztterminen abgesehen verbrachte sie jetzt den ganzen Tag im Bett, so bequem wie möglich in dem Haus, in dem sie ihre Kinder großgezogen hatte. Hätten sie versuchen sollen, sie von hier wegzulotsen? Sie überreden sollen, das Haus zu verkaufen und anderswo neu anzufangen? Das war keine Möglichkeit. Wäre nie eine gewesen.

Also waren Sams Überlegungen falsch. Elena hatte sich deutlich ausgedrückt. Ihre einzige Hoffnung war die Erbschaft. Auf fünfhunderttausend Dollar hatte Elena an jenem Abend im Wohnzimmer den Wert des Grundstücks geschätzt. Land im Wert einer halben Million Dollar, das ihnen gehörte. Eines Tages würde es auf den Namen der Schwestern übertragen werden, und dann würde endlich der Aufstieg beginnen, den ihre Großmutter für die Familie vorgesehen hatte – das Ende der Dienstleistungsarbeit, der wechselnden Schichten, der Quälerei. Sie würden ein allerletztes Mal den San Juan Channel überqueren.

Bis dahin arbeitete Sam weiter auf der Fähre, kochte Kaffee für Fremde und beteiligte sich an Umfragen über ihr Alter, ihre ethnische Zugehörigkeit und ihre Fernsehgewohnheiten. Noch mehr verschwendete Zeit, noch mehr ausgeworfene Anker. Noch mehr Gehaltsschecks, die verdient, eingelöst und verbraucht wurden.

Sam wartete darauf, dass sich ihr Leben änderte. Sie wartete schon sehr lange.

Das Bistro machte um halb neun zu. Nachdem Sam abgeschlossen hatte, ging sie aufs Passagierdeck, um den Rest der Fahrt nach Friday Harbor in der frischen Luft zu verbringen. Die Inseln, die vorbeizogen, waren sanft und von dunkler Vegetation bedeckt. Die Sonne würde erst in einer halben Stunde untergehen, aber am Himmel dämmerte es bereits. Es waren nicht viele Passagiere an Bord. Eine Handvoll Touristen, erschöpft von dem langen Tag in den Gezeitenbecken.

Ein Stück weiter weg glühte das orangefarbene Ende einer Zigarette auf. Sam hätte einschreiten müssen (das Rauchen auf Fähren war in Washington State verboten), doch sie blieb stehen und sog den Rauch ein. Passiver Genuss. Ein dünner köstlicher Hauch, Aromen, die von einem Fremden ausgeatmet wurden. Sam hatte geraucht, aber aufgehört, als der Staat die Tabaksteuer immer weiter erhöhte – zehn Dollar für eine Packung konnte sie sich nicht leisten. Eine Zeitlang schnorrte sie Zigaretten von Passagieren, bis sich jemand bei der Aufsicht beschwerte. Sam blieb nichts anderes übrig, als mit dem Rücken an die feuchte weiße Wand der Fähre gelehnt tief einzuatmen und das Wasser zu beobachten.

Eine Gestalt zerriss dessen glatte Oberfläche. Eine Kreatur, die sich bewegte. Jemand in ihrer Nähe schrie auf.

Du glaubst nicht, was wir heute von der Fähre aus gesehen haben«, sagte sie zu Elena, die am Spülbecken stand und das Geschirr abwusch. Es war spät, Elena hatte ihre Schicht schon vor Stunden beendet, aber sie wartete immer auf Sam. Sie hatte Reste von Chili con Carne aus dem Golfclub mitgebracht, und Sam stocherte im geriebenen Cheddar und den Frühlingszwiebeln herum. Ihre Mutter schlief im Zimmer nebenan. »Rat mal!«

Der Wald um das Haus stand still und schwarz. Dicht mit Douglasfichten und Weißdorn bewachsen, der dunkle Früchte trug. Der gelbe Schimmer am unteren Rand des Küchenfensters kam vom Grundstück ihrer nächsten Nachbarn, der Larsens, die ihren Garten stilbewusst beleuchteten und die Schwestern etwas zu höflich grüßten, wenn sie ihnen in der Stadt über den Weg liefen. Danny Larsen, der jüngste Sohn, hatte Elena damals zu seinem Abschlussball eingeladen. Doch seine Mutter hatte sofort dazwischengefunkt.

»Eine Leiche«, sagte Elena.

»Ach Quatsch«, erwiderte Sam und legte die Gabel auf den Tisch. »Hör ich mich so an, als hätten wir eine Leiche gesehen?«

»Keine Ahnung. Du kannst dich ja über die seltsamsten Dinge aufregen.« Elena strich sich mit dem feuchten Handgelenk das Haar aus dem Gesicht. »Einen Wal.«

»Wale sehen wir ständig. Rate weiter.«

»Einen Seelöwen.«

Sam verdrehte die Augen. Und obwohl Elena mit dem Rücken zu ihr stand und sie nicht sehen konnte, schien sie es

zu bemerken. Sie musste die Bewegung gespürt haben. Daher versuchte Elena es erneut. »Einen Meerjungmann.«

»Du kommst eh nie drauf. Einen Bär!«

»Nein.«

»Einen riesigen Bär! Der im Channel geschwommen ist!«

Sam hatte ihn mit eigenen Augen gesehen: den nassen behaarten Buckel des Tieres, der Übergang zum Nacken, die spitze Nase und die runden kleinen Ohren. Das Wasser war silbrig und der Himmel dunkelblau. Vor diesen Farben war das Tier ein dunkler Fleck, dessen Umrisse sich vor dem letzten Licht des Tages abzeichneten; es hob sie klar, schockierend und fremd hervor. Die Touristen wechselten entzückte Ausrufe in Englisch, Spanisch und Chinesisch. Jemand warf dem Bären etwas zu, woraufhin ein anderer Passagier ihn zu-rechtwies. Die Fähre tuckerte weiter, und für ein paar lange, seltsame Minuten bewegten sich das Boot und der Bär Seite an Seite vom Festland in die Nacht. Der Kapitän machte sogar eine Durchsage über die Sprechanlage, damit alle, die drinnen saßen, an Deck kommen konnten, um den Bären zu sehen. Seinen erhobenen Kopf. Die nassen Schultern. Die auseinanderdriftenden Wellen, die er hinterließ. Ohne in ihre Richtung zu sehen, paddelte das Tier unbeirrt weiter.

Elena trocknete die Teller ab und stapelte sie in den Schrank. »Wo genau im Channel? Du glaubst doch nicht, dass er hierherkommen könnte, oder?«

»Zwischen Shaw und Lopez.« Die Frage amüsierte Sam. »Warum? Hast du Angst?«

»Vor Bären?«

»Vor furchteinflößenden Bären?«

»Du nicht?«

»Kein bisschen.« Wovor fürchtete sich Sam? Dass sie hier eingehen würde. Dass sie von Chancen träumte, die sie nie

würde ergreifen können, dass sie durch die Zurückweisungen verkümmern und noch ärmer würde und dadurch unter immer stärkeren Druck geriete und sich noch weiter vom Rest der Welt entfernte. Verglichen mit diesen Ängsten schien es geradezu ein Vergnügen, sich von einem Bären zerfleischen zu lassen.

Elena wandte sich wieder der Spüle zu. »Unser tapferes Mädchen.«

»Wie war dein Tag?«

»Gut. Keine wilden Tiere. Außer du zählst Bert Greenwood dazu, der ist mittags betrunken aufgetaucht.«

»Nichts Ungewöhnliches also.«

»Eher Wal als Bär«, sagte Elena.

Sie hielt die Hände unter den Wasserhahn und senkte den Kopf, sodass sich ihr Hals streckte und die Knochen im Nacken hervortraten. »Soll ich die Töpfe machen?«, fragte Sam.

Elena schüttelte den Kopf. »Schon gut. Erzähl einfach weiter.«

Sam hatte nichts mehr zu erzählen. Die wenigen Minuten des Tages, in denen sie den seltsamen Schwimmer in der Wasserstraße gesehen hatte, waren die einzig bemerkenswerten gewesen. Alles andere war Routine: respektlose Passagiere, schwacher Kaffee, Stapel von schwankenden Pappbechern und das fortwährende Tuckern der Fähre. Obwohl – »Ben hat gefragt, ob ich mit ihm zelten will.«

Elena sah sie über die Schulter hinweg an. Trotz der dünnen dunklen Ringe unter den Augen schien sie in diesem Augenblick zu strahlen. Sie wirkte erfreut. Als hätte sie einen Witz gehört. »Zelten?«

Es war so peinlich. »Am Donnerstag, auf Orcas.«

»Wo genau? Im Moran Nationalpark?«

»In ... weiß ich nicht, ich hab nicht gefragt.«

Elena grinste, nur ganz kurz, ehe sie sich wieder dem Spülen zuwandte. »Das solltest du tun.«

»Igitt, nein!«

»Was ist daran igitt?«

»Ich verbring doch nicht die Nacht mit ihm in einem Zelt und guck in die Sterne.«

»Warum nicht?« Elena stand mit dem Rücken zu ihr, aber sie konnte das Lächeln in ihrer Stimme hören, das unterdrückte Lachen. »Er mag dich. Ist doch süß. Er will sich mit dir in einen Schlafsack kuscheln und »s'mores« machen.«

»Willst du mich veräppeln?«

Elena drehte sich um. Ihr Gesicht war jetzt ernst. »Nein.« Ein Hauch von Violett unterstrich ihre großen Augen. Sam sagte nichts, verzieh Elena aber augenblicklich, ohne Groll, und ihre Schwester wusste es. »Das würde ich nie tun«, sagte Elena und wandte sich wieder ihrem Geschirr zu.

»Ich hab ihm eh abgesagt«, sagte Sam. »Es ist eine blöde Idee. Bestimmt muss einer von uns am Freitag arbeiten.«

»Und wenn schon, könntest du nicht auch von Orcas an Bord gehen?«

Sam hatte keine Ahnung, ob Ben und sie ihre Schichten von einem anderen Hafen aus antreten konnten. Trotzdem sagte sie: »Nein, das geht nicht. Außerdem brauchst du mich hier über Nacht.«

»Ach was.« Elena schrubbte den Boden eines Topfes, eine Schulter vor Anstrengung erhoben. »Du stehst doch sowieso nicht mit ihr auf.«

»Doch, tu ich«, sagte Sam.

Spülwasser schwappte ins Becken. Schweigen. Elena drehte den Wasserhahn wieder auf, spülte den Topf aus und stellte ihn auf die Arbeitsplatte.

Das war Liebe: sie beide am Ende des Tages in der Küche.

Die einzige Verbindung, die ein Leben lang halten würde. Dialoge in Kurzform, Gereiztheit, und trotzdem verstanden sie sich so gut, dass sie die Worte in einem Streit nicht einmal laut aussprechen mussten.

Sam schüttelte hinter ihrer Schwester den Kopf. »Ich kann nicht glauben, dass du zelten auf einmal so gut findest. Was für eine Zeitverschwendung!«

Elena spülte das leere Becken aus. »Ach richtig, deine kostbare Zeit.«

»Ich will nichts von Ben. Kapiert? Beziehungen sind nichts für uns.« Sam wiederholte nur, was Elena selbst einmal unmissverständlich geäußert hatte, als sie mit der High-school angingen und das Leben sich mit dem neuen Freund ihrer Mutter zum Schlechten entwickelte. Der Kerl hatte sich aufgespielt wie ein Pascha. Die ganze Familie terrorisiert. Es war die schlimmste Zeit, die sie jemals durchgemacht hatten – egal wie belastend sich die unerbittliche Routine von heute anfühlen mochte, sie war nichts im Vergleich zu den Strafen, die er sich ausgedacht hatte, seinem Geschrei und seinen Händen. Nachdem sie diese Tyrannei überlebt hatten, war ihnen eins bewusst geworden: Sie konnten sich nur aufeinander verlassen.

Elena drehte den Wasserhahn zu. »Ich meine ja nur. Ein bisschen Sterne gucken hört sich doch ganz lustig an.«

Aus dem hinteren Zimmer drang ein Husten. Geräusche hatten es zu leicht, durch das Haus zu wandern. Dünne Wände, nur düftig isoliert. Elena griff nach einem Küchentuch.

»Ich mach schon«, sagte Sam. Sie stellte den Rest des Chili con Carne in den Kühlschrank und nahm ein sauberes Glas aus dem Wandschrank. Um es an der Spüle aufzufüllen, musste sie sich dicht neben ihre Schwester stellen. Sie legte Elena die Hand auf den Rücken. Die Berührung und das

Glas Wasser waren eine Entschuldigung. Elena hatte recht: Sam übernahm keinen fairen Anteil an den Nachtschichten. Sie konnte sich mehr anstrengen. So wie jetzt, wie sie stand, was sie tat. Unter ihren Fingerspitzen fühlte sich Elenas Schulterblatt an wie ein flacher Teller. Als das Glas überlief, drehte Elena den Hahn zu.

Die Schwestern waren mit einem Abstand von dreizehn Monaten zur Welt gekommen. Sie waren in der laxen Obhut ihrer Mutter aufgewachsen, in diesem Haus, in dem es nach Schimmel roch und in dem die Schränke nie ganz leer waren, die Nebenkostenrechnungen allerdings nicht immer beglichen wurden. Die Männer, die sie gezeugt hatten, waren verschwunden, lange bevor Sam sich an sie hätte erinnern können. Auch Elena sagte, sie könne sich nicht erinnern. Ihre Mutter erinnerte sich sicherlich, hatte aber beschlossen, darüber nicht zu sprechen. Als sie noch klein waren, hatten die Mädchen sie dazu befragt, aber ihre Mutter war immer ausgewichen. Wenn sie ihnen die Nägel lackierte, hatten sie den ruhigen Augenblick, in dem ihr Kopf andächtig über ihre Hand geneigt war, genutzt: Wer waren ihre Väter? Wie hatte sie sie kennengelernt? Wohin waren sie gegangen? Und sie antwortete, indem sie die Hände der Schwestern in die Luft hielt und sagte: »Was für schöne Farben ihr euch ausgesucht habt.« Eisblau mit weißen Glitzerpartikeln für Elenas Nägel. Leuchtendes Dunkelrot für die von Sam.

Als Kinder malten sich Sam und Elena Väter aus, die es verdient hatten, geheim gehalten zu werden. Helden. Prinzen. Spione, die untergetaucht waren. Doch am Ende wurde ihnen klar (der Einzug des Freundes ihrer Mutter war der Beweis), dass Menschen sich nicht weigerten, über außergewöhnliche Liebesgeschichten zu sprechen, wohl aber über stinknormale Arschlöcher. Als die Schwestern vierzehn und fünfzehn waren,

trichterte ihre Mutter ihnen ein, sich nicht über die Situation zu Hause zu beklagen. Er sei gestresst, erklärte sie, deshalb schlage er um sich. Sie müssten alle mehr Verständnis haben. Als Elena ihrer Biologielehrerin erzählte, was zu Hause los war, und sich das Jugendamt einschaltete, reagierte ihre Mutter schockiert und stumm. Sprachlos angesichts Elenas Entscheidung, die familiären Umstände offenzulegen. Die Sozialarbeiter kamen, schrieben Berichte und verschwanden wieder. Elenas Lehrerin tat nichts weiter, als die Mädchen auf dem Schulflur mit gerunzelten Augenbrauen anzustarren. Als der Mann endlich auszog, wollte niemand je wieder seinen Namen in den Mund nehmen. Sam und Elena verstanden damals, dass sie nicht weiter nachhaken sollten, wer ihre Väter waren.

Seitdem hatte ihre Mutter keine ernsthafte Beziehung mehr gehabt. Als die Schwestern klein waren, glaubten sie, dass sie eines Tages heiraten – vielleicht zwei Brüder, sagten sie sich – und ausziehen würden, aber so kam es nicht. Innerhalb weniger Jahre wurde ihre Mutter krank, und die Geschichten, die sie sich ausdachten, nahmen eine andere Wendung: eine Stadt, in der niemand sie kannte. Ein eigener Garten mit zwei Rosenbüschen, weiß und rot, und genügend Zeit, um sich intensiv darum zu kümmern.

Das Träumen half. So war es schon gewesen, als sie noch Kinder waren und Antworten auf Fragen suchten, auf die kein Erwachsener einging. Es half ihnen, Dingen, die im Alltag unbegreiflich blieben, einen Sinn zu verleihen. Als sie Teenager waren und es zu Hause unerträglich wurde, gingen sie in den Wald, wo sie auf der kühlen Erde zwischen Hemlocktannen liegen und sich vorstellen konnten, woanders zu sein. Über ihnen zitterten die Nadeln an den Ästen. Meteore schossen über den Himmel. Der Vollmond war ein Loch in der Dunkelheit, eine offene Tür in eine andere Welt.

Heutzutage hatten sie nicht mehr so viel Zeit, um sich zuzuflüstern, was sein könnte. Sie mussten ihre Tage mit dem verbringen, was war. Sam träumte trotzdem weiter. Selbst während der vergangenen beiden Winter, als die Tage kurz und dunkel waren, sie sich Sorgen machten, wie gefährlich das Virus ihrer Mutter werden konnte, und das Dasein so sehr von den Regeln der Pandemie eingeschränkt wurde. Sie starrte aus dem Fenster auf die durcheinandergewürfelten Sternbilder. Sie stellte sich vor, dass der Mond hinter seiner weiß leuchtenden Oberfläche voller Rosen war. Sie träumte; und um diese Träume, kostbare Schätze, zu nähren, teilte sie sie mit Elena.

»Danke, Schatz«, sagte ihre Mutter, als Sam ihr das Glas Wasser reichte. Unter dem abgetragenen Baumwollnacht-hemd zeichnete der Katheter unnatürliche Linien auf ihre Brust. »Ist deine Schwester wach?«

»Sie spült ab.«

»Fragst du sie, ob sie herkommt, wenn sie fertig ist?«

»Brauchst du was, Mom?«

»Elena kann mir helfen«, antwortete ihre Mutter.

»Ich auch. Brauchst du mehr Sauerstoff?«

Ihre Mutter zögerte. Das Wasserglas zitterte in ihrer Hand. Schließlich sagte sie: »Ich muss auf die Toilette.«

»Okay.«

»Tut mir leid. Ich brauche nur ein bisschen Hilfe. Heute Abend bin ich zu erschlagen.«

»Kein Problem. Ich helf dir.«

»Aber sei nicht so grob.«

»Bin ich nicht«, sagte Sam. »Versprochen.« Sie spreizte die Finger, ballte sie zur Faust, öffnete sie wieder. Sie konnte die Sanftere von beiden sein.

Sie zog ihrer Mutter die Decke von den Beinen und half

ihr, die Füße auf den Boden zu stellen. Dann legte sie den Arm um ihre Taille und half ihr hoch. Ihre Mutter holte tief Luft. Es klang angestrengt. Sam lockerte ihren Griff, und sie gingen zusammen durch den Flur ins Badezimmer. Sam kniete sich auf die pulvrig gelben Fliesen, half ihrer Mutter mit der Unterwäsche und schob sie auf die Schüssel zu.

»Zu schnell«, sagte ihre Mutter.

»Was?«

»Mach langsamer.«

Sams Muskeln waren angespannt vor nicht genutzter Energie. Sie machte langsamer. Half ihrer Mutter auf den Sitz und setzte sich selbst auf die Fersen.

Nach vorn gebeugt sah ihre Mutter sie an. Die krumme Haltung machte ihren Atem noch flacher. Sie hatte Elenas eingefallene Augen, schwere Augenlider, helles Haar und Sams Mund. Sie hatte sich aufgespalten, ihr Gesicht geteilt, um sie beide zu erschaffen.

»Wie war die Arbeit?«, fragte sie.

»Ach«, sagte Sam. »Wie immer.«

Sie schwiegen. Dann sagte ihre Mutter: »Du findest, ich sollte Windeln tragen.«

Sam sagte: »Nein, finde ich nicht. Warum sagst du das?«

»Wäre es nicht einfacher?«

»Sie sind bestimmt ziemlich teuer. Wäre es einfacher für dich? Willst du welche?«

»Ich schaffe das schon«, sagte ihre Mutter. »Wenn ihr nicht da seid, schaff ich's ja auch. Ich komme zurecht.«

In letzter Zeit war ihre Mutter manchmal nass und roch, wenn sie nach Hause kamen. Elena wechselte täglich die Bettwäsche. Sam sagte: »Na gut.« Ihre Waden bildeten zwei harte Linien auf den Fliesen.

Sam dachte an das Wasser neben der Fähre. Das weiße

Muster der gekräuselten Wellen und den massigen Bären, der sie durchpflügte und an ihnen vorbeischwamm. Die bewaldeten Hügel, die sie bei jeder Rückkehr zur Insel erwarteten. Die schaukelnden Masten unzähliger Segelschiffe, die hier vor Anker lagen. Sie dachte an die Mädchen, mit denen Elena und sie zur Schule gegangen waren. An die wenigen, die geblieben waren; an die vielen, die weg waren. An die leeren Häuser, wenn sie mit ihren Familien Urlaub auf Hawaii oder in Mexiko machten. An ihre Hände, die Sams und Elenas Mutter zu besonderen Anlässen manikürt hatte: polierte Nägel, zurückgeschobene Nagelhaut, Formaldehyd und Dibutylphthalat, eingeatmet über Stunden, Wochen und Jahrzehnte. Diese Mädchen, die jetzt Frauen waren, gelegentlich mit ihren Eltern im Golfclub vorbeischaute und sich nicht die Mühe machten, Elena nach ihrer Mutter zu fragen. Elenas Hände im Spülbecken. Die Seehunde, die im Hafen am Fuß der Docks bellten.

»Klopapier bitte«, sagte ihre Mutter. »Danke.«

Sam hielt sie fest, zog ihr Nachthemd glatt und gab sich erneut Mühe, rücksichtsvoller zu sein. Als sie die Spülung betätigte, rief Elena: »Alles in Ordnung?«

»Ja, ja«, antwortete Sam, »mach dir keine Sorgen.« Dann begleitete sie ihre Mutter zurück zum Bett.

In dieser Nacht wachte Sam von ihrem Stöhnen auf. Elena war bei ihr im Zimmer, sprach aber so leise, dass Sam sie nicht verstehen konnte. Sie wollte nicht aufstehen. Sie wusste, dass sie es tun sollte, aber sie wollte nicht – und als sie schließlich beschloss aufzustehen, sprang der Sauerstoffkonzentrator an, Elenas Stimme verstummte, und alles schien wieder in Ordnung zu sein. Sam lauschte und schlief dabei ein. Sie träumte vom Wald.

Danach wachte sie noch einmal auf – mehr Geräusche.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber sie hatte so lange geschlafen, dass die erste Fährte des Tages wahrscheinlich schon ausgelaufen war. Doch das kümmerte sie nicht. Ihre Schicht begann erst am Nachmittag.

Dieses Mal stammten die Geräusche nicht von ihrer Familie. Sie kamen von draußen, da kratzte etwas, schnaufte. Ein Tier.

Sie drehte sich auf die andere Seite. Im Zimmer war es so dunkel, dass sie weder die Kommode noch die Tür sehen konnte. Als wären ihre Augen schon geschlossen. Hätte der Bär die Meerenge zu dieser Tageszeit durchschwommen, hätten sie ihn nicht gesehen – er wäre an ihnen vorbeigezogen, schattenhaft und geschmeidig wie ein Fisch. Sie schloss die Augen, schwarz auf schwarz, und dachte an das Tier. Was für ein Glück, es gesehen zu haben. Manchmal schätzte Sam sich glücklich. Manchmal sah sie wirklich schöne Dinge.